Zeitschrift: Helvetische Militärzeitschrift
Band: 8 (1841)

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sollte man das Rottenfeuer nicht allzuhäufig anwenden, indem dadurch Offiziere und Soldaten verleitet werden, die Wirksamkeit desselben zu überschätzen.

K.

Literatur.

Napoleon im Jahre 1813, politisch-militärisch geschildert von Karl Bade, 1—4. Theil, 12., Altona, bei Georg Blatt.

Unter allen Werken, und es ist ihrer eine ziemliche Anzahl, welche sowohl in Frankreich als in Deutschland über

angreifenden Linien wandten um und sprengten in Unordnung, mit großem Verluste zurück. Nach abgeschlagenen Angriffen begann Neweroſski sich zurückzuziehen. Der Feind verdoppelte die Reiterattaken im Rücken und in den Flanken. Neweroſski, in geschlossenen Vierecken marschierend und sich durch die an der Straße gepflanzten Bäume deckend, schlug die Angriffe erfolgreich zurück. Murat forderte ihn auf, sich zu ergeben, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Der Feind kam so nahe, daß er mit den Russen sprechen konnte, und ihnen zurief, die Waffen zu strecken; die Soldaten des Pultowa'schen Regiments riefen laut aus: „Wir sterben, aber ergeben uns nicht!“ Die unerschütterliche Standhaftigkeit der Infanterie trotzte dem Ungestüm aller Angriffe. Murat führte unaufhörlich frische Truppen ins Gefecht, aber alle wurden zurückgeschlagen. Die Russen schlossen sich endlich, ohne Unterschied der Regimenter, in eine einzige Kolonne zusammen, dicht an einander gefügt, sich zurückziehend, auf den Feind schießend und die Angriffe abschlagend. So legten sie noch 7 Werste zurück. Die 15000 feindlichen Reiter waren in 40 wiederholten Angriffen nicht im Stande, die russische Infanterie zu vernichten.

jene, für beide Länder gleichwichtige und höchstfolgenreiche Periode geschrieben wurden, scheint dem Referenten das gegenwärtige einer besondern Beachtung würdig zu sein, und wenn schon letzterem der Gang der Verhältnisse jenes Zeitpunktes nicht aus eigener Wahrnehmung bekannt ist (er befand sich damals in russischer Kriegsgefangenschaft), so hat er doch, und zwar nicht einseitig, sondern vielseitig zu viel davon gehört und gelesen, als daß er sich nicht zu einer kritischen Beleuchtung des in Frage stehenden Werkes für befähigt erachten sollte.

Der Herr Verfasser hat sich und seinen eigenen Worten (1. Theil Vorrede S. V.) folgende dreifache Aufgabe gestellt:

1) Diesen Krieg pragmatisch auf eine Art zu beschreiben, welche die Verkettung der Thaten Napoleons mit ihren Ursachen und ihren Folgen, den innern nothwendigen Zusammenhang der Ereignisse, das Band, welches Ursache und Wirkung mit einander verknüpft, richtig ans Licht stellt, und dem Zufalle, d. h. den außer aller menschlichen Berechnung und folglich auch außer aller Zurechnungsfähigkeit liegenden Ereignissen, kein größeres Gebiet einnimmt, als er in Wahrheit einzunehmen berechtigt ist.

2) Da diese Schrift einen Beitrag zur Geschichte Napoleons bilden soll, so hatte er denselben psychologisch aufmerksamer zu betrachten, als es vielleicht zum bloßen Verständnisse der Begebenheiten nöthig gewesen wäre.

3) Berücksichtigend, daß er einen das große Publikum interessirenden Gegenstand bearbeitete, befleißigte der Verfasser sich vor Allem einer populären Darstellung.

Wir wollen nun sehen, in wie ferne der Herr Verfasser der sich selbst gestellten Aufgabe Genüge geleistet habe.

Betrachten wir die Sache zuerst aus dem politischen Gesichtspunkte, so stellt sich folgendes Resultat heraus: Der Zweck Napoleons bei der Unternehmung dieses Feldzuges

konnte kein anderer sein, als: die im Jahr 1812 in den Steppen Rußlands erlittene Scharte wieder auszuwetzen, und sich so auf seinem bereits wankenden Throne zu erhalten, und diesen wieder zu befestigen. Keineswegs lag ihm, so oft und so betheuernd er es auch äußerte, ein allgemeiner Frieden am Herzen, keineswegs wünschte er ein ruhiges, stilles, ganz den Interessen der Industrie und den andern Geschäften des Friedens gewidmetes Leben der Völker, wie anfänglich der Herr Verfasser zu glauben schien, jedoch später davon zurückkam. Er wußte wohl, oder konnte es wenigstens wissen, daß ein längerer Frieden eine Revolution in Frankreich herbeigeführt hätte, die ihn unfehlbar vom Throne gestürzt haben würde; denn einestheils hätte eine in immerwährenden Lagern und Schlachten verwilderte, den Geschäften und Genüssen des Friedens entfremdete Soldateska, die keinen andern als den militärischen Gehorsam kannte und sich den bürgerlichen Gesetzen nicht so leicht unterworfen hätte, ein furchtbares Element zu steten Gährungen gebildet; anderntheils war er selbst zu egoistisch von dem Kriegsruhme eingenommen, als daß er sich hätte ruhig verhalten können, und endlich hatte er kein Naturell für friedliche Volksbeglückung. Er war im engsten wie im ausgedehntesten Sinne des Wortes Despot, der nichts kannte als sein Ich, der die Menschen nicht als solche, sondern als Zahlen schätzte. Die gründlichsten Beweise davon sind die gänzliche Unterdrückung allen und jeden Scheines von Freiheit, nicht allein in Frankreich, sondern auch in jedem von seinen Bajonneten nur berührten Lande; der absoluteste Schreib- und Preßzwang, verbunden mit einer Censur, die nur Weihrauch zu streuen gestattete, und jeden, auch den entferntesten, den gerechtesten Tadel dem tödtenden Blei seiner Satelliten Preis gab.

Vielleicht wird man uns einwerfen wollen: Frankreich habe unter seiner Regierung eine konstitutionelle Verfassung

gehabt; wir erwiedern aber: es hatte nur einen Schein davon. Allerdings bestand ein Senat und ein gesetzgebender Körper; aber dieß waren nur Schattenbilder, die zu einer knechtischen Kriecherei verdammt waren, und, eine neue Auflage des Rathes der Fünfhundert, auch eine neue Auflage eines 18. Brumaire hätten abgeben dürfen, wenn sie den mindesten ernsthaften Widerspruch gegen den unabänderlichen kaiserlichen Willen gewagt hätten, noch vielleicht mit dem Unterschiede, daß, wie der Rath der Fünfhundert zum Fenster hinausspringen mußte, Napoleon vielleicht den Senat und den gesetzgebenden Körper hätte über die Klinge springen lassen.

Ein solcher Mann nach Lage und Charakter, der ein entschiedener Feind jedes Scheines von Volksfreiheit war, ob er sie gleich immer im Munde führte, war nicht zu einer friedlichen Regierung befähigt, und es ist höchst auffallend, wie sein Neffe, Ludwig Bonaparte, bei Anlaß des eidgenössischen Freischießens im Jahr 1834 in Zürich den Schweizern, die dem Prinzen ein Ständchen brachten (Hört! Hört!), sagen konnte: „Ich müßte nicht Napoleon „heißen, wenn ich kein Freund der Freiheit wäre!„ Er muß wahrscheinlich den Charakter seines Oheims wenig gekannt haben, vielleicht wollte er auch etwas sehr Gescheites sagen, aber wir können ihn versichern, daß er in diesem Fall viele hundert Meilen neben seinem Ziele vorbeigeschossen hat.

So viel über die Persönlichkeit Napoleons, den der Herr Verfasser, wir wissen nicht aus welchem Grunde, ziemlich glimpflich behandelt. Wir wollen gerne glauben, daß er bei Abschluß des Waffenstillstands zu Poischwitz, am 4. Juni 1813, den Frieden ernstlich gewollt hat; aber ganz andere, als friedfertige Motive lagen diesem Wunsche zu Grunde. Frankreich war durch die langen Kriegsjahre und namentlich durch die ungeheuren Verluste des Jahres 1812 er-

schöpft, und bedurfte der Erholung nothwendig; seine Rekrutirungen gingen schlecht, und von einer Aushebung von 300,000 Mann desertirten 160,000 Mann ehe sie zu ihren Fahnen kamen; und dieß war der Hauptgrund, warum Napoleon Frieden wollte, den er natürlich so vortheilhaft als möglich zu erringen strebte. — Kurz vor der Schlacht von Leipzig, den 14. oder 15. Okt., scheint es habe er noch einen Versuch zu Friedensunterhandlungen machen wollen, allein sein Parlamentär, der Fürst von Neuchatel, wurde nicht einmal angenommen. Einen letzten Versuch machte er noch am Abend nach der Schlacht vom 16. Okt., indem er den gefangenen österreichischen General Meerfeldt mit Anträgen zu einem Waffenstillstand in das Hauptquartier der Verbündeten absandte. Die Folge dieses Tages, nämlich der Schlacht bei Wachau und des Gefechtes bei Möckern war, trotz des erfochtenen theuern Siegs der Franzosen, die: daß Napoleon einen concentrischen Rückzug anordnete und Friedensvorschläge an die Verbündeten abgehen ließ. Aus diesen wenigen Worten ist ersichtlich, was der Beweggrund seiner Friedfertigkeit war.

Was die Politik der verbündeten Mächte anbelangt, so konnten und dürften sie keinen Frieden wollen, wenn es ihnen ernstlich um die Erhaltung ihrer Existenz zu thun war. Denn so lange Napoleon auf dem Throne saß, so lange ihm die Flügel nicht so beschnitten waren, daß er ganz unschädlig wurde, so lange der Nimbus der Unüberwindlichkeit nicht von seinem Haupte gefallen war: so lange war auch an keine Ruhe, keinen dauerhaften Frieden zu denken. Daß sie den Waffenstillstand von Poischwitz eingiengen, hatte seinen Grund darin, daß sie, gleich wie ihr Gegner, zu jener Zeit diejenigen Streitkräfte noch nicht beisammen hatten, mit welchen sie einen entscheidenden Schlag gegen einen bisher durch die Waffen für unüberwindlich gehaltenen Gegner ausführen konnten, sondern sich erst aus verschiedenen Gegenden des

Innern ihrer Reiche Verstärkungen nachkommen lassen mußten; daß ferner Oesterreich noch nicht in ihre Interessen verflochten war, und dieses mußte nothwendig entweder für aktive Theilnahme oder zum wenigsten für die strengste Neutralität gewonnen werden.

Neutral aber konnte Oesterreich, Frankreich gegenüber, nicht bleiben, sondern es mußte um seines eigenen Besten willen thätig zur Vernichtung der französischen Uebermacht mitwirken, weil einzig durch eine allgemeine Cooperation dieser Zweck erreicht werden konnte. Erreichte man den vorgesetzten Zweck, so konnte Oesterreich nur gewinnen; wurde er verfehlt, so war dennoch immer so viel erreicht, daß Oesterreich mächtige Verbündete hatte, vermittelst welcher Frankreich in gewisser Art immer im Schach gehalten wurde. Blieb es aber neutral, so hätte es sich so wie Napoleon, nach seinem bekannten Grundsatze: „wer nicht für mich ist, der ist wider mich,“ zum Feinde gemacht und außerdem noch die andern Mächte entfremdet. Napoleon hätte, wie er schon früher gethan, jeden, auch den geringfügigsten Anlaß benutzt, entweder eine Kriegserklärung zu provoziren, oder eine solche aus einer vom Zaune gerissenen Ursache zu erlassen. Und was wäre dann das Schicksal Oesterreichs gewesen? Sein Land wäre von verschiedenen Seiten dem Feinde offen gestanden, und in gerechter Wiedervergeltung würden wohl die andern Mächte keine großen Anstrengungen, vielleicht gar keine, gemacht haben, um es von dem unvermeidlichen Untergange zu retten. Oesterreich mußte also nach dem Prinzip der Selbsterhaltung verwandtschaftliche Verhältnisse zum Opfer bringen und sich den Verbündeten anschließen.

Auch eine thätige Theilnahme Oesterreichs für Napoleon war aus innern Verhältnissen nicht räthlich, Verhältnisse, welche zu entwickeln wir als nicht zu der vorliegenden Sache gehörig, als überflüssig erachten, die aber jeder, der

mit dem Staatenleben auch nur entfernt bekannt ist, sich leicht wird entziffern können. Nur ein einziges derselben wollen wir berühren; die damals sehr zerrütteten Finanzen, welche Oesterreich zwangen, zu Führung dieses Krieges englische Subsidien anzunehmen, die es für einen Krieg zu Gunsten Napoleons gewiß nicht erhalten hätte.

Ein weiterer allgemeiner Grund, den aber Herr B. aus wahrscheinlich zu weit getriebener Schonung für Napoleon nicht oder nur zu oberflächlich berührt hat, ein Grund, aus welchem die Verbündeten den Versprechungen Napoleons keinen Glauben mehr schenkten, war seine nur zu bekannte Wortbrüchigkeit; jedermann wußte aus bittern Erfahrungen, daß ihm nichts heilig war, wenn es galt, seine Eroberungssucht zu befriedigen, seinem Ehrgeize zu fröhnen.

Diesen, nämlich den politischen Theil des Werkes, hat Herr B. mit Ausnahme desjenigen was wir hier einigemal zu rügen für nöthig erachteten, auf eine sehr gründliche und einleuchtende Weise erörtert. Er hat die mannichfaltigen Verkettungen zergliedert, durch welche Napoleon seinem Sturze entgegen geführt wurde; er hat alle Fehler aufgedeckt, die dieser in seiner Art wirklich große Mann begangen; er hat aber auch mit gleicher Offenherzigkeit die Fehler der verbündeten Monarchen, ihre Irrthümer in dem politischen Felde dargethan, und schon in dieser Rücksicht ist sein Werk der Beachtung nicht nur jedes Staats- sondern auch jedes Privatmannes würdig.

Nur eine Bemerkung glauben wir noch machen zu müssen, ehe wir das politische Gebiet dieser Schrift verlassen. An mehreren Stellen läßt nämlich Herr B. die Ansicht durchblicken, als halte er die Republik nicht nur für nicht unmöglich in Frankreich, sondern sogar für zweckmäßig. Diese Ansicht versetzt uns in die Alternative zu glauben, daß entweder Herr Bade den für eine Republik nothwendigen Volksgeist, oder daß er den Charakter der Franzosen nicht kennt.

Vertraut mit der Geschichte (was wir auch Herrn B. keineswegs absprechen wollen), Bürger eines republikanischen Staates und zu genau mit dem französischen Charakter durch vielleicht zu langen Contakt mit dieser Nation bekannt, betrachtet Ref. die Republik in Frankreich als eine Chimäre. Nur ein ruhiges, besonnenes Volk kann sich selbst regieren, aber nicht ein Volk, das heute demjenigen Weihrauch streut, den es morgen kreuzigt. Das Feuer, das die Lebenswärme einer Republik unterhält, muß ein stilles, gleiches Feuer sein, das ebenmäßige Lebensthätigkeit verbreitet und unterhält, kein Strohfeuer, das lustig aufflackert, einen kurzen Moment Hitze gibt und dann verlöscht, ohne auch nur eine Handvoll warme Asche zurückzulassen. Die Geschichte lehrt ferner, daß große Republiken nie Bestand halten, und zum Beweise dieser Behauptung führen wir zwei Namen an: Rom und Frankreich. Ersteres war eine gute Republik, so lang sein Bereich beschränkt war; sobald es sich ausdehnte, sobald der Gehorsam der Bürger nur noch durch militärische Subordination erhalten werden konnte, hatte es aufgehört Republik zu sein, wenn es schon diesen Namen noch unter Nero und Caracalla führte. In Frankreich wurden gute, republikanische Grundsätze proklamirt; aber ihre Ausführung der Guillotine anvertraut. Auch Frankreich nannte sich bis zum Jahre 1812 Republik, obgleich Napoleon schon als erster Konsul, und von 1804 hinweg als Kaiser es mit eiserner Ruthe beherrschte.

Mit diesen wenigen Worten wird unsere Ansicht: daß Frankreich keineswegs zu einer Republik befähigt sei, und wir wagen zu sagen, jetzt weniger als je, ziemlich gerechtfertigt erscheinen.

Betreffend den militärischen Werth des Werkes des Herrn B., so hegen wir die feste Ueberzeugung, daß es in dieser Beziehung ein vollkommen gelungenes ist. Der uns vorgezeichnete beschränkte Raum erlaubt uns nicht in Ein-

zelnheiten einzugehen, denn wollten wir die wahrhaft guten Stellen (aus dem militärischen Gesichtspunkte betrachtet) anführen, so bliebe uns wahrhaft nicht anders übrig, als sein Werk abzuschreiben. Mit unnachahmlicher Präcision, wir möchten sagen mit handgreiflicher Deutlichkeit, führt Herr B. den Leser auf das Terrain der Operationen dieses Feldzugs. Mit einer nur halbwegs guten Karte bei der Hand kann dieser der französischen Armee und den verbündeten Heeren auf dem Fuße folgen; jeder Terrainabschnitt, jede Terrainschwierigkeit sind so klar und leuchtend dargestellt, daß man nie darüber in Zweifel und Irrthum versetzt werden kann.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat Herr B. den verschiedenen Operotionssystemen geschenkt. Napoleon hatte in diesem Feldzuge auch wieder dem ihm früher so häufig gelungenen Systeme der Operation auf den innern Linien (der concentrischen) gehuldigt, einer Operation, der besonders General Jomini in seinen Werken unverdienten Weihrauch streut. Es ist hier nicht am Platze, die Theorie dieses Systems zu entwickeln; wer weitere Aufschlüsse darüben zu haben wünscht, den laden wir ein, das Werk des Herrn B. zu lesen. Napoleon glaubte in unbegreiflicher Verblendung, welche nur durch die den Franzosen eigene Eigenliebe oder vielmehr Eigendunkel in etwas erklärlich wird, nämlich: daß sie allein Verstand haben, alle andern aber Querköpfe seien und bleiben — er glaubte, was ihm früher gelungen, müsse auch stets gelingen, weil die andern durch Schaden nicht klug werden, und so beharrte er auf dem System der Concentrirung, seinem eigenen Grundsatze zuwider: „das excentrische Geschützfeuer ist null, das concentrische vernichtend.“

Diesen Grundsatz hatten die Verbündeten aufgefaßt, sie hatten sich die Lehren gemerkt, welche Napoleon ihnen seit Jahren gegeben hat, und daher operirten sie excentrisch

gegen ihn, auf seine äußern Linien. Dadurch drängten sie ihn immer mehr, schloßen ihn immer dichter ein und ihr Geschützfeuer wurde concentrisch, folglich vernichtend für das französische Heer.

Einen weitern Fehler, der gewiß nicht geringer war, als die concentrische Operation, oder das Operiren auf den innern Linien, begieng Napoleon dadurch, daß er keine eigentliche Operationsbasis hatte. Seine Stellung an der Elbe konnte nicht als solche betrachtet werden, denn einerseits konnte er von dieser Stellung aus nicht vorwärts operiren, was ihn die tägliche Erfahrung lehrte, durch welche er einsehen mußte, daß auch nicht einer von seinen, über den Feind erfochtenen Vortheilen ihn auch nur um einen Schritt vorwärts brachte. Außerdem war ein großer Theil von Deutschland feindselig gegen ihm gestimmt und je mehr sein Glücksstern sich dem Horizonte näherte, desto mehr vergrößerte sich diese Parthei und bald befand sich Napoleon in einem ganz feindlichen Lande, von den feindlichen Heeren und der Bevölkerung gleich hart bedrängt. Seine wahre Operationsbasis wäre der Rhein gewesen; aber diese vernachläßigte er, sei es aus Mangel an zureichenden Streitkräften, sei es aus gewöhnlicher Verblendung und Geringschätzung der feindlichen Elemente. Denn auch hier begieng er, wie so oft vorher, den unverzeihlichen Fehler den Feind zu verachten; stets sprach er von der preußischen Landwehr nur als von „Gesindel," „Canaillen," u. s. w., ob sie ihm gleich bei jedem Anlasse handgreifliche Beweise des Gegentheils gab. Nicht einmal die gewöhnlichen Communikationen waren mit dem Rhein unterhalten.

Wenn nun aber einerseits Herr B. die strategischen Fehler Napoleons in diesem für ihn so entscheidenden Feldzuge in dem hellsten Lichte dargestellt hat, so hat er auch anderseits nicht unterlassen, die Fehler der Verbündeten mit gleicher Unpartheilichkeit zu bezeichnen. Die ersten die-

ser Fehler wurden schon bei dem Hervorbrechen aus den böhmischen Gebirgen und bei den Rückzügen in dieselben begangen; sie waren nicht bloß strategisch, sondern in manchen Beziehungen auch taktisch. Ein Gleiches ereignete sich bei den Angriffen auf Dresden, noch greller treten sie in den Tagen, welche der Schlacht von Leipzig vom 18. Okt. hervor, wo eine solche Erlahmung in der siegreichen Armee sich veroffenbarte, daß sie sich sogar nicht um die Rückzugslinie des Feindes zu bekümmern schien, sondern ihm einige Tage auf Gerathewohl eine Verfolgungskolonne nachsandte, die sich auch im mindesten nicht beeilte, denn sonst hätte sie bei dem verfehlten Rückzuge der französischen Armee auf Erfurt noch Zeit und Raum genug gehabt, den Rückzug derselben auf die, wie oben gerügt, in Beziehung auf Unterhaltung der Communication gänzlich vernachläßigte Rhein-Operationsbasis völlig abzuschneiden. Das Unerklärlichste, wir möchten sagen, das Tollste in allen ihren Operationen war, in strategischer und taktischer Rücksicht, indem wohl selten so gegen alle Grundsätze der Kriegskunst gefehlt wurde, die von dem General Wrede gelieferte, als große Waffenthat gepriesene Schlacht von Hanau, in welcher dieser nachher deßhalb zum Fürsten erhobene General wahrlich kein großes Feldherrntalent gezeigt hat. Zur Rechtfertigung dieser strengen Kritik verweisen wir auf die Thatsache selbst, so wie auf das, was Herr B. davon im 4. Bande S. 187 über diese höchst zwecklose Menschenaufopferung sagt.

Der Schluß des Werkes enthält eine Beschreibung des Feldzuges in Holland, der übrigens keine besondern Merkwürdigkeiten darbietet.

Ehe wir unsere Bemerkungen schließen, müssen wir noch eine beifügen, welche den Uebergang der sächsischen und einiger würtembergischen Truppen in die Reihen der Feinde betrifft, und der nach den Angaben der Franzosen während

der Schlacht vom 18. statt gehabt haben soll. Nach den Nachweisungen des Herrn B. fand dieser Uebergang schon Tags vor der Schlacht, am 17., statt, und überhaupt ist es unbegreiflich, wie eine so unbesiegbare Armee, wie die französische auch noch in den neuesten Zeiten sein will, dem Abfall einer Handvoll Leute das Resultat des entscheidenden Tages beimessen will.

So viel über den Inhalt des Werkes, dem wir, wir wiederholen es, den aufrichtigsten Beifall zollen.

Und nun noch ein Wort über die typographische Ausstattung. Wenn wir mit Papier und Druck vollkommen zufrieden zu sein alle Ursache haben, so müssen wir dennoch dem Herrn Drucker empfehlen, bei künftigen Unternehmungen mehr Sorgfalt auf die Correctur zu verwenden.

— u. —

Ausländische Nachricht.

Preußen. Ueber die Behandlung der Percussionsgewehre erschien vor Kurzem folgende Kabinetsordre: Bei der fortschreitenden Umänderung der Gewehre zur Percussionszündung, wodurch die Armee mit einer völlig brauchbaren Schießwaffe versehen wird, soll den Truppen auf das eindringlichste vor Augen gestellt werden, daß diese Waffe, um in ihrem Werth erhalten zu werden, die sorgfältigste Behandlung erfordert. Es muß nicht nur die Reinigung des Gewehres jederzeit unter Aufsicht und mit unbedingter Vermeidung alles politur-ähnlichen Blankputzens des Laufes, Bajonnets und Ladestocks vorsichtig ausgeführt, sondern auch jede unnöthig angreifende Handhabung bei dem Tragen desselben und den Griffen vermieden, namentlich die Anbringung von Stoß und Schlag bei dem Exerciren gänzlich verbannt werden. Die Stabsoffiziere und höhern Befehlshaber werden hiefür besonders verantwortlich gemacht. (Allg. Militär-Zeitung.)